

Predigt am 03.06.2018 über Jer 23: Kein Helikopter-Gott!

Das schreibt der Prophet Jeremia in Kapitel 23 seines Buches: Propheten wie Priester sind ruchlos; denn sie stärken die Boshaften, auf dass sich ja niemand bekehre von seiner Bosheit. 16 So spricht der HERR Zebaoth: Hört nicht auf die Worte der Propheten, die euch weissagen! Sie betrügen euch, sie verkünden euch Gesichte aus ihrem Herzen und nicht aus dem Mund des HERRN. 17 Sie sagen denen, die des HERRN Wort verachten: Es wird euch wohlgehen –, und allen, die im Starrsinn ihres Herzens wandeln, sagen sie: Es wird kein Unheil über euch kommen.

19 Siehe, es wird ein Wetter des HERRN kommen voll Grimm und ein schreckliches Ungewitter auf den Kopf der Gottlosen niedergehen. 21 Ich sandte die Propheten nicht, und doch laufen sie; ich redete nicht zu ihnen, und doch weissagen sie. 22 Denn: Bin ich nur ein Gott, der nahe ist, spricht der HERR, und nicht auch ein Gott, der ferne ist?

29 Ist mein Wort nicht wie ein Feuer, spricht der HERR, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?

(1) Liebe Gemeinde, als Jesus beim letzten Abendmahl kundtat, dass einer der Jünger ihn verraten werde, da fragte einer nach dem anderen: Bin ich's, Herr? Wenn ich nun die Vorwürfe höre, die Jeremia an die Adresse derer richtet, die in seiner Zeit Propheten und Prediger waren, so bin ich

versucht, dieselbe Frage zu stellen: Bin ich's, Herr, von dem der Prophet hier redet? Stärke auch ich die Boshaften, indem ich viel zu wenig die Übeltäter unserer Zeit beim Namen nenne? Die Umweltverschmutzer, die Ausbeuter, die großen Betrüger unserer Tage? Bin *ich* heute der falsche Prophet, der überall auf der Suche nach dem Guten, Wahren und Schönen ist, statt den Finger auf das Ungute, Verlogene und Häßliche zu legen? Verkünde auch ich eher Selbsterdachtes, Selbsterträumtes, statt den Menschen reinen Wein einzuschenken? Bin ich nicht viel zu sehr auf Harmonie aus, auf das Vermitteln von Trost und Zuversicht gepolt? Die falschen Propheten in der Zeit des Jeremia sagten denen, die das Wort Gottes verachteten: Es wird euch wohlgehen-, und allen, die in ihrer Borniertheit nicht nachließen, denen versicherten sie: Es wird schon kein Unheil über euch kommen. Siehe, es wird ein Donnerwetter Gottes kommen voll Grimm und schreckliches Ungewitter auf den Kopf all der Gottlosen niedergehen. Weil diejenigen, die sie niemals infrage gestellt haben, nicht von Gott gesandt waren. Weil die, die die Menschen in ihren verkehrten Ansichten immer nur bestärkt haben, von Gott nichts vernommen, nichts kapiert haben. Bin ich es auch, Herr? Benutze ich die Worte der Heiligen Schrift nicht meistens nur als Salbe, als sanftes Schmieröl, um das Leben der Menschen am Laufen zu halten? Wann ist das Wort, das ich im Namen des Herrn

verkünde, wie ein Feuer, das in die eiternde Wunde gehalten wird? Wann wird die evangelische Predigt in unserer Zeit zu einem Hammer, der Felsen zerschmeißt?

(2) Liebe Gemeinde, es ist vor allem dieser eine Satz, der mich beschäftigt, immer wieder. Es ist diese eine Aussage, die mich unruhig macht, mich in meinem Nachdenken gehörig umtreibt: Bin ich nur ein Gott, der nahe ist, und nicht auch ein Gott, der ferne ist?, spricht Gott der Herr. Nicht nur, aber eben auch: Gott ist auch ein ferner Gott. Und damit anders, als die Kirche ihn vorzugsweise verkündet. Die Kirche, ob katholisch, evangelisch oder orthodox, predigt den nahen Gott. Gott, so heißt es, ist näher, als du dir selbst sein kannst. Kirchliche Prediger werden nicht müde, immer wieder dies gebetsmühlenartig zu beteuern: Gott ist dir nahe. Und je mehr die Kirche dies beteuert, umso weniger nehmen die Menschen unserer Tage es ihr ab. Ich frage mich, woran das liegt. Warum glauben die Menschen eher an die Ferne Gottes, warum sind sie davon überzeugt, dass Gott, so es ihn gibt, ihnen eher fernsteht als naheliegt? Die Welt, so könnte man mutmaßen, spricht nicht gerade für einen nahen Gott: all das Elend, die Ungerechtigkeit, der Unfrieden, all die schrecklichen Kriege und böartigen Erkrankungen, sie sprechen alle nicht gerade für einen Gott, der uns nahe ist. Vielleicht aber ist da noch ein anderer, ein

zweiter Grund: Möglicherweise wollen viele gar keinen nahen Gott. Vielleicht ist es ihnen viel lieber, wenn Gott möglichst weit weg ist, sich aus ihrem Leben tunlichst heraushält. Es ist so wie bei Kindern, die groß werden: Irgendwann möchten sie nicht mehr von ihren Eltern zur Schule gebracht und schon gar nicht von einer Party abgeholt werden. Irgendwann ist es ihnen peinlich, wenn ihre Eltern ihnen zuviel Nähe entgegenbringen. Nichts ist dann schlimmer, als so genannten Helikopter-Eltern zu haben, die ihre Kinder kaum aus den Augen lassen können. Wie sollen da die Kinder erwachsen werden, erwachsen und selbständig? An dieser Stelle drängt sich mir ein wagemutiger Gedanke auf: Könnte es sein, dass Gott zuweilen ein ferner, ein ferngerückter Gott ist, weil er kein Helikopter-Gott sein möchte? Weil er Raum geben möchte für das, was wir Menschen an Eigenem zu geben haben? An Liebe, an selbstmächtigem, vernünftigen Tun, an humanen Gesten? Hat sich Gott in den letzten 2,3 Jahrhunderten zurückgezogen, um uns aus dem Status eines unmündigen Kindes zu entlassen, um uns erwachsen werden zu lassen? Wenn dem so ist, so hat die Menschheit einen hohen Blutzoll dafür zahlen müssen. Gerade die atheistischen Ideologien, der Stalinismus und der Nationalismus, sowie der Kampf gegen beide haben schrecklich viele Opfer zu verantworten. Der entgrenzte Mensch wurde nur allzu oft zu einer entfesselten Bestie.

Und es grenzt zugegeben an Zynismus, darin eine Art Erziehung des Menschengeschlechtes zu sehen, ausgelöst von einem Gott, der von uns Menschen abrückte, damit wir uns beweisen, aber eben auch verfehlen konnten.

(3) Es wird Zeit, liebe Gemeinde, auf Jan van Ruusbroek zu kommen und damit auf ein Stück Brüsseler Theologie. Ich war vor kurzem mit der Männergruppe unserer Brüsseler Schwestergemeinde im Wald unterwegs. Und zwar im Zonienwoud, genauer gesagt, in Groenendaal. Dorthin hatten sich im 14. Jahrhundert ein paar Geistliche zurückgezogen. In die Wildnis. Bei Lichte betrachtet waren die Mönche geflohen, nicht nur aus dem geschäftigen Treiben der Stadt Brüssel. Sie waren auch vor einer Kirche geflohen, die geradezu darauf versessen war, den Menschen die Nähe Gottes zu vermitteln. Mit jeder Hostie, mit jedem Sakrament, mit einer Vielzahl an heiligen Stätten und geweihten Dingen. Das tiefkatholische Brüssel war so etwas wie das Epizentrum eines nahen Gottes. An jeder Straßenecke eine Heiligenfigur, das ganze Leben durchzogen von religiösen Ritualen, biblischen Geboten und kirchlichen Verboten. Es gibt eine Form von Kirchlichkeit, die Menschen wenig Luft zum Atmen, wenig Raum für ein eigenes, selbstbestimmtes Leben lässt. Zuviel Religion kann Menschen einschnüren. Aus einer solchen Kirchlichkeit wollten die Mönche damals raus.

Hinaus in die Wildnis, die als eine Art „gottferne Zone“ betrachtet wurde. Hier gab es ausreichend Luft zum Atmen, hier war plötzlich wieder alles möglich. Hier, im Groenendaal, fühlten sich die frommen Männer vom kirchlich inszenierten Terror eines allzu nahen Gottes wundersam befreit. Und einer von ihnen gab dieser neuen Freiheit Ausdruck. Jan van Ruusbroek war damals schon 50 Jahre alt, für die damalige Zeit ein bereits betagtes Alter. Eigentlich hatte er sein Leben schon gelebt, aber nun wurde er noch einmal von neuer Vitalität erfüllt. Diese Lebendigkeit führte ihm Worte und Wendungen zu, die das alte Niederländisch bis dahin noch nicht gekannt hatte. Viele Schriften entstehen damals in Groenendaal. In ihnen finden sich Gleichnisse und Bilder, auf die Jan van Ruusbroek im frommen Brüssel niemals gekommen wäre. Eines dieser Sprachbilder ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Van Ruusbroek vergleicht darin das christliche Leben mit dem Einatmen und Ausatmen. Beim Einatmen wird der Mensch nach innen eingesogen. Damit er sich dem göttlichen Leben hingibt und es genießt. Beim Ausatmen gibt der Mensch nach außen hin ab. Er entäußert sich, indem er sich in Liebe verströmt. So bedingen Einatmen und Ausatmen einander. Das eine kann nicht ohne das andere bleiben. Gott zieht sich tief ins Innere zurück und lässt dadurch im Äußeren viel Platz. Platz für menschliche Zuwendung, Raum für die menschliche Ver-

nunft, für die Künste, für die Technik, für alles, was das Leben gut, wahr und schön machen kann.

(4) Im Alten Israel war freilich der Rückzug Gottes verbunden mit der Vorstellung einer Strafe. Ein ferner Gott wurde als ein Gott empfunden, der sich den Menschen aus Zorn und Verärgerung entzieht. So wie Eltern eine Weile mit ihrem Kind nicht mehr reden, um es ihren Unmut spüren zu lassen. Wir hören das Gegenteil davon noch im alten Segen, der am Ende des Gottesdienstes gesprochen wird: „Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden“. Wenn aber der Herr sein Angesicht verbirgt, sich abwendet von den Menschen, dann entzieht er ihnen damit auch seinen Segen und jeden Shalom. Eine Form von konsequenter Pädagogik. Und doch müssen wir das Alte Testament gerade hier kritisch befragen. Denn wann hätten wir Menschen Gottes volle Zuwendung wirklich verdient? Sind Menschen jemals weniger eigensinnig und weniger auf sich bedacht gewesen? Müsste Gott nicht auf immer und ewig fern und auf Abstand bleiben angesichts der Tatsache, dass wir eben so sind, wie wir sind? Für mich bedeuten das Kommen und Gehen Jesu Christi die Abkehr vom alten Strafdenkmal. Gott ist in seinem Sohn uns nahe gekommen, obwohl wir Menschen es nicht verdient hatten. Und der Sohn ist zurückgekehrt zu seinem fernen Vater, damit wir

Freiräume erhalten. Einen Freiraum, um in seinem Sinne, getrieben von seinem Geist, zu leben und zu handeln. Eben nicht als kleine Kinder, die vom großen Heiland an die Hand genommen werden. Nicht als Marionetten eines nahen Gottes, der als Strippenzieher alles lenkt und führt. Sondern als selbständige Christinnen und Christen, die bei aller Fehlbarkeit und Irrtumsfähigkeit versuchen, mit ihrem Leben die Ferne Gottes ein wenig vergessen zu machen. So ist für mich die Ferne Gottes nicht ein schreckliches Verhängnis, sondern eher die Gelegenheit zur eigenen Bewährung, eine Zeit, in der es darum geht, kreativ mit dem Umstand umzugehen, dass Gott die Welt geräumt hat, damit wir Platz haben. Platz haben für ein Christsein auf eigene Rechnung.

(5) „Bin ich nur ein Gott, der nahe ist, spricht der HERR, und nicht auch ein Gott, der ferne ist?“ Nehme ich dieses Wort ernst, so will ich es nicht sein, der nur und ausschließlich die Nähe Gottes beschwört. Ich will es nicht sein, der Leuten etwas einredet, was sie selbst nicht nachvollziehen können. Ich will aber gern mit einer Gemeinde Gottesdienst feiern und damit einen Platzhalter schaffen für den Gott, der auch mal fern ist. Ich will in Liedern und Gebeten eines Gottes gedenken, der sich fernhält von uns und dieser Welt. Nicht um uns zu bestrafen, sondern um uns zu locken. Zu einem freien und eigenem Tun, zu einem mündigen Christsein. AMEN.